Wo's blüht
Alphonse Karrs „Reise um meinen Garten": ein Welttheater
SEITE VI

Spectrum

SAMSTAG, 8. AUGUST 2020 DIE PRESSE.COM/SPECTRUM **Die Presse**

Erst durch die Atombombentests im Pazifik formierte sich in Japan eine Anti-Atom-Bewegung. Ein Bild aus Tokio. [Foto: Robichon/EPA/Picturedesk]

Bis in die 1950er verboten die US-Besatzer in **Japan**, die Atombombenabwürfe zu erwähnen. In Sachen „friedliche Nutzung der Kernenergie" dagegen zog dank US-Propaganda bald Euphorie ein. Was Walt Disney mit Fukushima und dem Hiroshima-Überlebenden Hiroshi Kato verbindet.

Von Judith Brandner

Die Mär vom guten und vom bösen Atom

Aus dem Inhalt

Eiland als Geisterschiff.
Expedition Europa: das sowjetische Erbe auf der estnischen Insel Saaremaa – zu Besuch beim Volleyballmeister. Von Martin Leidenfrost. **SEITE II**

Platzhalter in der Liebe.
Briefe an Amalia: Stehfrisur und Du trägst selten Kleidchen. Mädchen oder Bub? Von Clemens Berger. **SEITE II**

Das Wunder an der Weichsel.
Polnisch-Sowjetischer Krieg: Im August 1920 gelingt es einer polnischen Einheit, die Rote Armee bei Warschau zurückzudrängen. Von Vladimir Vertlib. **SEITE III**

Hauptsache Entscheidung.
Elisabeth Sobotka, Intendantin der Bregenzer Festspiele, über Opernbetrieb, Frauenquote, Lockdown und das „Lebenszeichen" trotz Festspielabsage. Von Monika Mertl. **SEITE IV**

Dialoge mit einem Schaf.
Die „Beskiden-Chronik" von Andrzej Stasiuk versammelt Mentalitätsdiagnosen eines polnischen Weltautors aus dem hintersten Winkel Europas. Gelesen von Cornelius Hell. **SEITE V**

Schienen zum Himmel.
Beim Umbau des denkmalgeschützten Winklerbaus in Linz wurde der kulturelle Wert der historischen Konstruktion gewahrt. Von Romana Ring. **SEITE VII**

IMPRESSUM: SPECTRUM
Redaktionelle Leitung: Wolfgang Freitag
Zeichen der Zeit: Mag. Linda Stift, Dr. Antonia Barboric
Literatur: Dr. Harald Klauhs
Anschrift: 1030 Wien, Hainburger Straße 33
Telefon: 01/51414-Serie
Fax: 01/51414-345
E-Mail: spectrum@diepresse.com
Mehr im Internet: diepresse.com/spectrum

Am 9. November 2019 ist Hiroshi Kato 93-jährig im Kreis seiner Familie nahe Nagoya gestorben. Der alte Mann war ein Überlebender des Atombombenabwurfs auf Hiroshima. Ich erfahre die Nachricht von Yui, seiner Enkelin. Bald wollten wir uns noch einmal treffen. Doch bei meinem Japanbesuch zu Weihnachten 2019 kann ich seiner Witwe, seinem Sohn, seiner Tochter und Yui nur mehr kondolieren. Was uns die Trauer erleichtert, ist das Wissen um die Intensität seiner letzten Jahre – und um kostbare gemeinsame Momente.

Yui hat ihn auf seiner Reise an die äußeren und inneren Schauplätze seines Hiroshima begleitet. Erstmals nach Jahrzehnten konnte er die grauenvollen Bilder aus sich herausholen. Mit dem Satz „Ich möchte mit dir nach Hiroshima fahren!" begann die Reise von Großvater und Enkelin. Ein wenig früher hatte eine Lehrveranstaltung über Robert Jungk und Hiroshima an der städtischen Universität Nagoya, die ich als Gastlektorin abhielt, Yui dazu motiviert, nachzufragen und zuzuhören. Fünf Jahre sollten Yui noch bleiben, die Geschichte ihres Großvaters zu dokumentieren.

> Lange Jahre kursierten schwarze Listen mit den Namen von Hiroshima-Überlebenden, die dadurch keine Chance hatten, zu heiraten.

„Mein Großvater Hiroshi Kato wurde am 18. August 1926 in Nagoya geboren. Im Jänner 1945 musste er sich für die Einberufung in die Armee untersuchen lassen. Im April wurde er als medizinische Ordonnanz ins Marinekorps in Otake beordert. Dort befand er sich am Morgen des 6. August 1945", schrieb Yui in einem Aufsatz für die Lehrveranstaltung. Das sollte für sie der Beginn ihrer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Atombombenopfern werden, und für uns beide der Beginn einer außergewöhnlichen Beziehung.

6. August 1945, 8.15 Uhr. Uran-235, Little Boy: „Obwohl Otake rund 30 Kilometer vom Hypozentrum entfernt liegt, konnte mein Großvater die Schockwelle der Explosion spüren. Eine riesige Erschütterung, wie bei einem großen Erdbeben, ließ ihn nach hinten fallen. Er sah die pilzförmige Wolke. Der blaue Himmel wurde schwarz, und es regnete und hagelte. Am Abend desselben Tages konnte er ein Gespräch von Offizieren mithören. Sie sprachen darüber, dass man sterben würde, wenn man im bombardierten Gebiet Wasser trinken würde. Am nächsten Tag wurde er für vier Tage zur Hilfeleistung und zur Bergung der Opfer ins Zentrum von Hiroshima beordert." Nach Yuis ersten Recherchen sollte es noch zwei Jahre dauern, ehe Hiroshi Kato über Details dieser schrecklichen Aufgabe sprechen konnte. In seinem Kopf sei nur der Gedanke gewesen, zu helfen, sagte er ihr. Keine Gefühle, keine Angst, kein Ekel. Nur Funktionieren. Durch den Aufenthalt nahe am Hypozentrum wurde er verstrahlt.

Am 9. August 1945, noch während Hiroshi Kato Leichen birgt und Verwundete versorgt, werfen die USA eine zweite Atombombe, Fat Man, diesmal Plutonium-239, auf Nagasaki. Zu Mitternacht des 15. August 1945 erfuhr Hiroshi Kato auf der Insel Miyajima vor Hiroshima die Nachrichten vom Ende des Krieges. Dort war sein Folgeeinsatz. Im September durfte er zurück nach Nagoya. Kehrte zurück zu seinen Eltern und Geschwistern. Litt große Schmerzen. Konnte nichts tun. Schlief viel. Die Jahre vergingen. Japan räumte die Trümmer des Zweiten Weltkrieges weg. Der *Press Code* der amerikanischen Besatzung verbot bis 1952, die Atombomben auch nur zu erwähnen. Zensur für Medien, Literatur, Kunst. Japan widmete sich dem Wiederaufbau. Die Zerstörung gebar technologische Hoffnung. 1951 erfand der japanische Zeichner Osamu Tezuka den Manga-Superhelden Tetsuwan Atomu, also in etwa Eisenarm Atom. Bekannt ist er auch als Astro Boy oder Mighty Atom. Zu einer Zeit, als die Zerstörung von Hiroshima und Nagasaki nur sechs Jahre zurücklag, gab Tezuka seinem Superhelden nicht nur einen Düsenantrieb an Füßen und Händen, ein Supergehör, Augen mit Suchscheinwerferfunktion, Maschinengewehre in den Hüften, sondern auch ein mit Atomenergie betriebenes Herz. Japan habe nach der Niederlage einen technologischen Minderwertigkeitskomplex gehabt, den Tezuka mit der Schöpfung der moralisch und technologisch überlegenen Figur Astro Boy zu überwinden versuchte, so eine Analyse der Japanologin Cosima Wagner.

Am 8. Dezember 1953 verkündete US-Präsident Dwight D. Eisenhower in einer Rede auf der UN-Generalversammlung seine Vorstellungen von der „friedlichen Nutzung der Atomenergie". Das geniale „Atoms For Peace" war geboren. Die Idee von der „friedlichen Nutzung" mit ihren Heilsversprechungen von sicherer und sauberer Energieerzeugung in Form von Strom und Wärme, Anwendungen in der Medizin, bei der Bekämpfung von Krankheitsüberträgern lenkte von der Anhäufung atomarer Waffenarsenale ab. Denn gleichzeitig mit dem Ende des Kriegs im Pazifik hatte der Kalte Krieg begonnen.

Im August 1953 testete die Sowjetunion eine Wasserstoffbombe. Die USA reagierten mit sechs Wasserstoffbombentests auf dem Bikini-Atoll im Pazifik, südwestlich von Hawaii, die sie zwischen 1. März und 14. Mai 1954 durchführten. Am 1. März 1954 geriet das japanische Fischerboot „Daigo Fukuryu Maru" (Glücklicher Drache V) in den nuklearen Fallout der Operation Castle Bravo. Die USA hatten in etwa zwei Meter Höhe eine thermonukleare Waffe gezündet. Die Besatzung des japanischen Fischerbootes wurde verstrahlt. Fischer Aikichi Kuboyama und sechs weitere Besatzungsmitglieder starben. Auch Hunderte andere japanische Fischerboote und die Bevölkerung der Marshallinseln gerieten in den Fallout. Mensch, Meer, Fisch wurden verstrahlt.

1955 akzeptierte die japanische Regierung gegen ein Geldgeschenk von zwei Millionen Dollar den politischen Vorschlag der USA, dass nur „Glücklicher Drache V" von den Atomtests geschädigt worden sei und daher keine weiteren Kompensationszahlungen für andere Schäden oder Opfer gefordert würden. 2016, 60 Jahre (!) später, brach eine Gruppe von 45 überlebenden japanischen Fischern das Schweigen über den Deal und klagte die japanische Regierung wegen der jahrzehntelangen Verschleierung ihrer Verstrahlung. Erst die Atomtests in den

Fortsetzung Seite II

Ein Eiland als Geisterschiff

Expedition Europa: beim Volleyballmeister auf der estnischen Insel Saaremaa.

Von Martin Leidenfrost

Saaremaa, die größte estnische Insel, war unter der Sowjetmacht aus militärischen Gründen isoliert, man kam nur mit Genehmigung hin. Im Unterschied vom Rest Estlands hat Saaremaa daher keine Russischsprachigen. Ein sowjetisches Erbe ist Volleyball, eine Mannschaft mit vier Spielern von der 30.000-Einwohner-Insel gewann 1968 die Meisterschaft der 240-Millionen-Sowjetunion. Im Frühling 2020 wiederholte sich die Geschichte, Saaremaa war wieder nur mit Spezialgenehmigung erreichbar. Saaremaa zählt nur 2,5 Prozent der estnischen Bevölkerung, aber fast die Hälfte der 63 estnischen Corona-Toten. Auch das hat mit Volleyball zu tun.

Ich treffe den Manager des MTÜ Saaremaa Vörkpall. Hannes Sepp, 35. Die Wahl seines Sports war keine Frage, Klein-Hannes verbrachte die Wochenenden bei Oma in Liiva-Putla, die Mitte des 15-Seelen-Weilers bildete ein Volleyballfeld auf Gras. Der Verein war Sepps Idee. Er arbeitete in einer Tallinner Werbeagentur und organisierte marketingschlau ein Turnier mit den besten Spielern Saaremaas. Der Plan ging auf, estnische Geschäftsleute finanzierten der vorher nur von Amateuren bespielten Insel einen Profiverein. Jahresbudget: bis zu 700.000 Euro. Saaremaa Vörkpall existiert erst seit drei Jahren, führte die baltische Liga aber während der gesamten Saison an. Viele Spieler sind Ausländer, darunter bald wieder der österreichische Nationalspieler Alexander Tusch.

Am 4. und 5. März spielte Saaremaa ein Europacup-Viertelfinale gegen Power Volley Mailand – „in der Volleyball-Welt kennt die jeder". Wegen der Situation in Italien wurden Hin- und Rückspiel in Estland gespielt. Die Gäste gewannen 3:0 und 3:1. Sepp beteuert, er habe im Vorfeld beim Gesundheitsamt, bei der Gemeinde und beim Flughafen angefragt: „Ist das kein Problem, dass sie aus Mailand kommen?" Kein Problem, wurde ihm beschieden. „Etwa 30 der 1500 Zuschauer gingen mit dem Virus raus."

Vier bis fünf Linien des Virus

Hannes Sepp fühlt sich frei von Schuld. Viele Saaremaaer seien vor dem Match auf Reisen gewesen, „in Italien, in Ischgl, und nach unserem Match fand das große Champagner-Festival statt. Heute wissen wir, dass auf Saaremaa vier bis fünf Linien des Virus nachgewiesen wurden, auch die österreichische." Seinen Spielern ließ er während der Quarantäne Trainingsgeräte zustellen. „Ein paar hatten Corona", sagt er, „auch ich hatte es, einen Tag 37,3 Fieber und etwas Kopfweh."

Ich fahre auf die Insel, laut Sepp jetzt „die sauberste Gegend überhaupt". Die Fähre ist hocheffizient, in Minute eins der 25-minütigen Überfahrt stürmen alle die Kantine. Die Putzfrauen sind Russinnen aus Ostestland. Eine beschreibt mir die Quarantäne der Insel: Sie putzte in einem Raumanzug ein Geisterschiff.

Ich fahre in den zweitgrößten Ort, nach Orissaare. Drei Sommercafés für estnische Ausflügler, und am Strand starten junge Estinnen ein schwach besuchtes Open-Air-Festival. Ich will Sepps Aussage gegenchecken, dass „uns ein Prozent vorwirft, wir hätten ihnen Corona gebracht, während der Rest stolz auf uns ist". Nach einem Dutzend Kontaktaufnahmen gebe ich auf. Die Isolation der Insel wirkt nach, die Jungen sprechen beschissenes Englisch und die Alten unbrauchbares Russisch.

Ich besuche den Europäischen Baum des Jahres 2015. Die Eiche steht in der Mitte des Fußballplatzes, 1951 kriegten sowjetische Arbeiter ihre Wurzeln nicht aus der Erde und ließen sie stehen. Inzwischen ist die Eiche von vielen kleinen Toren umstellt, zum Üben für Kinder. Einen Fußballverein hat Orissaare längst nicht mehr. Und wenn ich nach Volleyball frage, ernte ich schiefes Grinsen. ■

Brandner über Japan

Fortsetzung von Seite I

1950ern hätten die Haltung der Menschen in Japan zum Nuklearen geändert, konstatiert die Wissenschaftshistorikerin Maika Nakao von der Universität Nagasaki. Erst da formierte sich in Japan eine Anti-Atom-Bewegung, wurde der bis heute aktive Kongress zur Ächtung der Atom- und Wasserstoffbomben gegründet. Denn zuvor war „das Nukleare" in vielerlei Hinsicht positiv konnotiert: Heiße Radiumquellen erfreuten sich in den 1920ern großer Beliebtheit, in Radiumwasser gekochte Eier waren Souvenirs, es gab Radiumseife und Radiumkekse. Es war die Zeit, als der Radioaktivität positive Wirkung auf die Gesundheit zugeschrieben wurde, nicht nur in Japan. Die Atombombe habe als Wissenschaftstraum, ja als Hoffnung gegolten, so Maika Nakao. Und Japan hatte ab 1942 sein eigenes Atombombenprogramm, das jedoch über den Bau von Teilchenbeschleunigern nicht hinauskam.

2015 besuchen Yui, ihr Großvater und der Rest der Familie die Friedensgedenkstätten und den Friedenspark in Hiroshima. Sie fahren nach Otake, wo der Großvater stationiert war. Yui filmt und dokumentiert. Sie fahren mit dem Schiff rund um die Insel Ninoshima, in der Bucht von Hiroshima, wo immer noch menschliche Knochen gefunden werden. Im Osten der Insel befand sich während des Krieges eine Pferde-Quarantänestation der japanischen Armee. Nach dem Atombombenabwurf wurde daraus ein Feldlazarett. In den folgenden Wochen wurden etwa 10.000 Verwundete dorthin gebracht. Viele von ihnen starben und wurden auf der Insel begraben. „Großvater wich aus, wenn ich ihn fragte, wie es ihm bei seinem Hilfseinsatz damals wirklich gegangen sei", erzählte Yui. „Erst als wir nach Hause zurückkehrten, geschah es: In der Nacht träumte Großvater von seinen Hilfstätigkeiten. Am nächsten Tag begann er, darüber zu sprechen, zum ersten Mal nach all den Jahren." Er erzählte von Menschen, denen die Augäpfel heraushingen, von aufgeplatzten Körpern, aus denen die Innereien quollen. Von Menschen ohne Hände, ohne Gliedmaßen. Von diesem grauenvollen Geruch, der über allem hing. Erzählte von seiner Selbstvergessenheit, in der er wie in Trance konzentriert arbeitete, ohne Gefühle, ohne Tränen.

> Heute werden aus Fukushima geflüchtete Kinder in der Schule gemobbt und aus absurder Angst vor einer „Ansteckung" gemieden.

Beim zweiten Besuch in Hiroshima erinnerte sich der Großvater plötzlich beim Anblick von Touristen im Friedenspark an einen Kutter. Dann erzählte er seiner Enkelin von seinem zweiten Einsatz. Mit dem Kutter fuhren er und seine Kameraden zwischen Hiroshima und der Insel Miyajima hin und her, um die vielen im Wasser treibenden Leichen zu bergen. Sie waren so verfault und voll mit Maden, dass man sie nicht angreifen konnte. Sie befestigten sie mit Haken am Boot und zogen sie zum Ufer, schleppten sie irgendwie an Land. „Großvater meinte, sie seien durch die Explosion ins Meer geschleudert worden. Aber ich glaube eher, sie haben sich selbst hineingestürzt. Die Atombombenopfer litten ja an unglaublichem Durst", erzählt Yui.

Der japanischen Anti-Atom-Bewegung nach den Atomtests in den 1950ern wurde massiv gegengesteuert. Die USA schickten eine Wanderausstellung über die Vorzüge der Atomenergie um die Welt. Die Propagandaschau war auch im Künstlerhaus in Wien zu sehen. In Hiroshima wurde die Ausstellung ab Mai 1956 drei Monate lang in der Friedensgedenkstätte gezeigt, die eigentlich ein Museum für die Folgen des Atombombenabwurfs ist. Die Ausstellung war ein enormer Erfolg. Mehr als 100.000 Menschen kamen und waren begeistert: „Atom" war bislang der Feind gewesen, nun aber würde das Atom helfen!

Walt Disney unterstützte die Propagandaschlacht tatkräftig. 1957 wurde in den USA der Streifen „Our Friend, The Atom" gezeigt. Kernaussage der TV-Doku mit dem deutschen Physiker Heinz Haber als Moderator in der Hauptrolle: Das Atom ist unsere Zukunft. Habers Visualisierung einer nuklearen Kettenreaktion mit Hilfe von Mausefallen und Tischtennisbällen könnte als Idealbeispiel für anschaulichen Wissenschaftsjournalismus stehen, wäre da nicht diese Botschaft: Wir haben eine neue, saubere, im Übermaß vorhandene Energiequelle, anstatt die Kohle- und Ölreserven aufzubrauchen. Das Atom wird uns helfen, Krankheiten zu heilen und für Ernährungssicherheit zu sorgen. Und die destruktive Macht halten wir unter Kontrolle, damit das Atom für immer unser Freund bleibt.

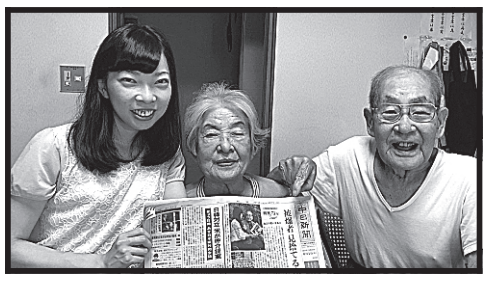
1957 heiratet Yuis Großvater. Er ist 31 Jahre alt, macht kleine Arbeiten im Familienbetrieb. Nach einer Stunde ist er erschöpft. Lange Zeit nach Hiroshima und Nagasaki, noch bis in unsere Tage, kursierten in Japan schwarze Listen mit den Namen von Atombombenopfern, die damit keine Chance hatten, zu heiraten. Hiroshi Kato hatte noch immer keinen Gesundheitsausweis, der ihn als *hibakusha* anerkennt und mit dem er gratis medizinische Versorgung erhalten kann. Viele Male muss er bei der Behörde vorsprechen und erklären, weshalb er ein Atombombenopfer gewesen ist. Erst 1958 bekommt er den Ausweis, der ihn als „Strahlenopfer, das erst nach den Atombombenabwürfen Hiroshima oder Nagasaki betreten hat und der Strahlung ausgesetzt war", definiert. Im Jänner desselben Jahres wird „Unser Freund, das Atom" auch im japanischen Fernsehen gezeigt, im Nippon Television Network von Medienmogul Matsutaro Shoriki. In Shoriki, Besitzer der auflagenstärksten Zeitung der Welt, der „Yomiuri Shinbun", und Gründer des ersten japanischen Privatsenders, NTV, hatten die USA einen idealen Partner gefunden. Nach dem Krieg war Shoriki noch als Kriegsverbrecher der Kategorie A klassifiziert worden. 1947 wurde er jedoch vorzeitig freigelassen, weil die Beschuldigungen gegen ihn hauptsächlich „ideologischer und politischer Natur" gewesen seien. 1955 wurde Shoriki ins japanische Unterhaus gewählt, im November 1955 wurde er Minister für Atomenergie. Der „Vater der Atomenergie in Japan" sei CIA-Agent gewesen, um den proamerikanischen Sender NTV aufzubauen und sich für Atomkraftwerke in Japan einzusetzen, so Medienprofessor Arima Tetsuo 2006 in einem Artikel.

Mitte der 1960er sind in Japan die ersten kommerziellen Atomreaktoren in Betrieb. Hiroshi Kato war AKW-Gegner, spannte den Bogen von Hiroshima zu Fukushima. Er sah die Parallelen in der Diskriminierung der Opfer. Heute werden aus Fukushima geflüchtete Kinder in der Schule gemobbt und aus absurder Angst vor einer „Ansteckung" gemieden. Irgendwann ist Hiroshi Kato einer Atombombenopfer-Vereinigung beigetreten. In seinen späteren Lebensjahren reiste er mit der Gruppe nach China und nach Hawaii. Als ein Zeichen von Freundschaft und Versöhnung brachten die *hibakusha* eine Friedensglocke mit.

Am 20. Oktober 2019 versammelte sich die Familie am Krankenbett des Großvaters zu einem Skype-Gespräch mit Österreich. Danach schrieb er in sein Notizbuch: „Ich tue mein Bestes, damit ich Judith-San im Dezember treffen kann!" Wir haben es nicht mehr geschafft. Sein Notizbuch steht nun auf dem großen Hausaltar im Wohnzimmer, neben dem Buch, das Yui im Mai 2019 über ihre Reise in die Vergangenheit ihres Großvaters veröffentlicht hat. Ein letztes Mal verneige ich mich vor ihm und all den anderen Opfern einer Technologie, bei der die simple Trennung in Gut und Böse jedenfalls zu kurz greift. ■

JUDITH BRANDNER

Geboren 1963 in Salzburg. War Redakteurin und Moderatorin bei Ö1 und ORF-Auslandskorrespondentin in Kyoto. Arbeitet jetzt in der TV-Wissenschaft. Zuletzt erschienen: „Zu Hause in Fukushima. Das Leben danach: Porträts" (Kremayr & Scheriau).



Erst 1958 als Atombombenopfer anerkannt: Hiroshi Kato, rechts, mit Familie. [Foto: Brandner]

Platzhalter in der Liebe

Briefe an Amalia: Stehfrisur und Du trägst selten Kleidchen. Mädchen oder Bub?

Von Clemens Berger

Der ist ja süß, hören wir oft, wenn wir mit Dir unterwegs sind. Wie alt ist er denn? Sie wird bald ein Jahr, sagen wir dann. Dass man Dich für einen Buben hält, hängt wohl mit Deiner Stehfrisur zusammen, aber auch damit, dass wir Dir nur selten ein Kleidchen anziehen. Wahrscheinlich halten Dich auch viele für einen Buben, weil Deine Hosen und Strampler in allen Farben kommen, natürlich auch in solchen, bei denen manche reflexartig an Buben denken. Es ist merkwürdig, auch ein bisschen lustig, in erster Linie aber bizarr – was alles immer noch als natürlich weiblich und natürlich männlich betrachtet wird.

Wir selbst rufen Dich hin und wieder mit männlichen Kosenamen, aber auch mit weiblichen und sächlichen. Die Kosenamen, schreibt Walter Benjamin einmal, seien in der Liebe die Platzhalter für den vollen, gegebenen Namen, die diesen umhüllten und beschützten und aufbewahrten. Das trifft genauso, wenn nicht stärker, auf die Liebe zu einem kleinen Menschen zu. Kleiner Mensch nennen wir Dich am liebsten.

Wie diese Welt aussehen wird, wenn Du zehn, zwanzig, gar dreißig Jahre alt bist, fragen wir uns oft. Wie sehr sich die Erde erwärmt haben wird, welche schrecklichen Auswirkungen das haben kann und wird, weil seit Jahrzehnten keine grundlegenden Veränderungen in Angriff genommen werden, obwohl man weiß, was die Klimakrise bedeutet – für den Planeten, für die Menschen, vor allem, wie immer, für die Armen. Und Armut ist vor allem auch eines: weiblich. Das Virus, das die Welt in Atem hält, hat gerade in diesen Fragen die Ungerechtigkeiten und Verwerfungen des Kapitalismus offenbart. Es treffe alle, hatte es anfangs geheißen, egal, ob arm oder reich, ob in diesem Land oder jenem.

Es kann jeden und jede treffen

Dass es jeden und jede treffen kann, stimmt schon, aber die Auswirkungen und Konsequenzen sind erheblich andere. Die Armen können sich weniger schützen, nicht so leicht räumlich distanzieren und verrichten jene Arbeiten, bei denen man sich am ehesten ansteckt. Und haben noch dazu häufig einen schlechteren Zugang zu medizinischer Hilfe, wenn überhaupt.

Auf unseren Wiener Corona-Spaziergängen betraten wir jeden Morgen die gleiche Bäckerei. Die Straßen waren leer, so gut wie alles hatte geschlossen, aber in der Bäckerei standen jeden Tag zwei, drei Frauen, die Brot und Gebäck verkauften. Man wusste nicht so recht, wie gefährlich die Situation war, anfangs gab es noch keine Schutzmasken, aber die Verkäuferinnen standen da – auch am Samstag, auch am Sonntag. Wochenlang, monatelang. Genauso wie die Frauen an den Kassen der Supermärkte, genauso wie die Pflegerinnen und Krankenschwestern und so viele andere mehr. Auf einmal erhellte, wer die wirklich wichtigen Arbeiten in dieser Gesellschaft übernimmt: Frauen, sehr oft solche, die nicht in Österreich geboren sind oder aus Familien stammen, die nach Österreich gekommen sind. Und gerade wer die wichtigsten Arbeiten verrichtet, verdient meist am wenigsten.

Nicht anders war das vor beinahe einem Jahr. Es waren ausnahmslos Frauen, Hebammen und Ärztinnen, die Deiner Mutter halfen, Dich zur Welt zu bringen. So wie es in erster Linie Frauen sind, die sich um andere Menschen kümmern, um Kranke, Alte, Gefallene, Geflüchtete, oft schlecht bezahlt, oft gar nicht. Das ist ein struktureller Skandal, in den die blaurosa Geschlechterfarbenlehre einübt, indem sie jedem und jeder ein Plätzchen anweist. Du jedenfalls sollst nichts tun müssen, weil Du ein Mädchen bist. Und Du sollst nichts nicht tun dürfen, weil Du ein Mädchen bist. Natürlich nicht. ■